



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus der römischen Kaiserzeit : die religiösen Zustände, besonders in den  
spättern Jahrhunderten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



die dilettantische Bearbeitung des römischen Festkalenders von Ovid, die man mit Recht eine Caricatur des Heiligen nennen könnte. Gleich am Anfang weiß der Dichter nicht, wer Janus ist, weil er kein Analogon in der griechischen Mythologie hat. Was für ein Gott, soll ich sagen, daß du seist, zweigestaltiger Janus, fragt der Dichter; denn Griechenland hat keine Gottheit, die dir gleich ist. Darauf erscheint Janus selbst, um zwei verschiedene Vermuthungen über sein eignes Wesen aufzustellen und seine ihm selbst lächerlichen Beinamen zu erklären.“ Auf Summanus, einst einen der mächtigsten Götter, der aber ganz aus dem Cultus verschwunden war, läßt sich der Dichter gar nicht ein, sondern fertigt ihn mit einem: wer er auch sein mag — ab, u. s. w.“

Mehr als der positive Inhalt der griechischen Religion zur Verdrängung, wirkten die negativen Tendenzen griechischer Philosophie und Theologie zur Zerfetzung des römischen Glaubens. Schon Ennius, der Zeitgenosse des Siegers von Zama und des alten Cato übersezte das Werk des Messeniers Eumeros (aus der Diadochenzeit), worin alle Götter für Menschen, die sich durch Weisheit, Macht, Tapferkeit und andere Vorzüge die Anbetung der Nachwelt erworben, erklärt, und ihre Gräber beschrieben wurden. In andern seiner Werke vertrat Ennius die Auffassung, welche die Personen der Götter in abstracte Naturpotenzen verwandelte. Auch die epikurische Philosophie, die wenigstens den Zusammenhang der Götter mit der irdischen Welt durchaus in Abrede stellte, untergrub den positiven Glauben, und der Versuch, die Staatsreligion durch die stoische Theologie mit den Forderungen des gebildeten Bewußtseins in Einklang zu setzen, konnte nur beschränkte Wirkungen üben.

Während diese und ähnliche Einflüsse den Unglauben verbreiteten, wurde der Verfall der Staatsreligion auch äußerlich dadurch beschleunigt, daß das Priesterthum seinen kirchlichen Charakter und der Cultus sein Ansehn verlor. Namentlich seit die Priesterthümer durch Volkswahl besetzt wurden, standen sie den übrigen Staatsämtern völlig gleich. „Hiermit fiel die letzte Stütze, die dem Cultus noch übrig war. Die positiv und äußerlich gegebene Religion der Römer hatte ihren Halt an dem Priesterthum, eine umfangreiche schriftliche Ueberlieferung sicherte den Ritus, und eine mündliche Tradition erhielt in den Priestercollegien, so lange diese sich zum Theil aus denselben Familien durch Wahl der Mitglieder ergänzten, ein sicheres Bewußtsein von der Bedeutung und den Erfordernissen des Gottesdienstes, an welchem, wenn es lebendig und frisch geblieben wäre, das Volk wie in alter Zeit eine Quelle der Anregung und Belehrung gehabt haben würde. Aber diese Wissenschaft, anstatt ein Gegengewicht gegen die eindringenden poetischen und philosophischen Aufklärungen zu gewähren, erlag dem Interesse der Priester; die Geseze des Cultus, noch mehr aber die alten Vorstellungen von den Göttern wurden den

Trägern des Glaubens selbst unklar und gleichgiltig“ (a. a. O. S. 730.). Von den Auspicien war in Ciceros Zeit nur noch ein Scheinbild übrig und die Lehre derselben selbst den Augurn unbekannt geworden. In den letzten Zeiten der Republik blieben hohe Priesterthümer aus Mangel an Bewerbern kürzere oder längere Zeit unbesetzt.

Dieser Verfall der Religion gab sich zu Ende der Republik auch äußerlich in Nichtachtung und Vernachlässigung der Heiligthümer kund. Tempel, Kapellen, heiliges Land und heilige Haine lagen wüst und wurden von Privatpersonen widerrechtlich in Beschlag genommen; schon in Pyrrhus Zeit schrieb man eine Epidemie dem Zorn der Götter über solche Sacrilegien zu, und stellte, um sie zu versöhnen, sorgfältig ihre Besitzrechte her, doch wiederholten sich die Eingriffe in heiliges Eigenthum immer von neuem. Viele Tempel standen leer, die Götterbilder waren von Rauch geschwärzt, Spinnweben überzogen die Wände, auf dem Boden wuchs Gras, ja die heiligen Räume wurden mit Schmutz besudelt. Im Jahre 90 v. Chr. sah eine vornehme Matrone die Juno Sospita im Traum ihren Tempel verlassen, weil er durch die schändeste Verunreinigung entweiht war; unter dem Bilde der Göttin hatte eine trachtige Hündin ihr Lager. Andere Tempel sanken in Ruinen, oder wurden durch die in Rom so häufigen Brände in Schutt gelegt, ohne daß man an ihre Wiederherstellung dachte. Dem äußerlichen Verfall des Cultus trat August, seit er mit dem obersten Pontificat seine Leitung und Aufsicht übernommen hatte, durch eine energische Restauration auf den umfassendsten Grundlagen entgegen. Er sorgte zunächst für die Herstellung der Heiligthümer in großartiger Weise. Nach seiner eignen Angabe stellte er im Jahr 28 v. Chr. auf Senatsbeschluß nicht weniger als 80 her, wobei kein Gebäude, das wirklich einmal dem Gottesdienst bestimmt gewesen, übergangen worden sei, einen Theil der von ihm unternommenen Bauten vollendete erst Tiber. Andere Restaurationen geschahen auf seine Veranstaltung von den Nachkommen der Stifter. Er besetzte die leer gewordenen Priesterstellen, errichtete neue, vermehrte ihre Einkünfte und erhöhte ihre Würde. Als bei der bevorstehenden Neuwahl einer Vestalin viele Eltern um die Erlaubniß nachsuchten, ihre Töchter nicht mit losen lassen zu dürfen, erklärte August mit einem Eid, er würde eine von seinen Enkelinnen zu diesem heiligen Dienste anbieten, wenn sie das gesetzliche Alter hätten; freilich sah er sich trotz dieses Versuchs, den religiösen Eifer wieder zu beleben, genöthigt, Töchter von Freigelassenen zu Vestalinnen zu ernennen, was früher nie geschahn war. Manche in Vergessenheit gerathene heilige Gebräuche und Götterfeste erneuerte er und sorgte dafür, daß sie in angemessener Weise gefeiert würden.

Wie August haben auch alle folgenden Kaiser das Amt des obersten Pontifex verwaltet, selbst die ersten Christlichen haben die Leitung des heidnischen

Cultus beibehalten, trotz des unlöslichen Conflictes, in den sie dadurch mit ihrem eignen Glauben geriethen; erst Gratian legte sie im Jahr 382 nieder. Bis zum entschiedenen Siege des Christenthums und noch länger bestand der Staatscultus im Wesentlichen unvermindert fort. Jahr für Jahr wurden die heiligen Feste mit Opfern, Processionen, Schmäusen und Schauspielen gefeiert. An jedem dritten Januar wurden von allen Staatspriestern Gelübde und Gebete für das Wohl des Staates und des Kaisers veranstaltet. An jedem ersten März erneuerten die jungfräulichen Priesterinnen der Vesta das ihrer Obhut anvertraute heilige Feuer, und nach wie vor wurde Verletzung ihrer Keuschheit mit der schaudervollen Strafe des Lebendigbegrabens bestraft. Nach wie vor sangen die salischen Priester ihr uraltes mit der Zeit völlig unverständlich gewordenes Lied, nur daß neben den Namen der Götter darin auch manche kaiserliche aufgenommen waren, und hielten ihren berühmten Schmaus, der wie alle Priestermahlszeiten in den Annalen der antiken Gastronomie eine ausgezeichnete Stelle einnahm. Doch die interessantesten Belehrungen über die unveränderte Fortdauer alter Cultusformen bis in die kleinsten Einzelheiten erhalten wir aus zahlreichen Resten von Steintafeln, auf welche die amtlichen Protokolle der Urvalbrüder eingegraben sind und die bis in das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinabreichen. \*) Diese Priesterschaft hatte den Beruf, für das Gedeihen der Feldfrüchte öffentliche Opfer zu veranstalten. Die meisten der erhaltenen Protokolle beziehen sich auf ein dreitägiges Fest, das sie im Mai zu Ehren einer sonst nie genannten Göttin Dia begingen, ein Name, unter welchem nach uraltem Brauch die mütterliche Göttin der Erde, die Spenderin des Fruchtsegens angerufen wurde. Von der Feier des ersten Tages sei hier nur erwähnt, daß an diesem ein Festmahl stattfand, an welchem das Couvert 100 Denare (etwa 25 Thaler) kostete; fiel dasselbe aus, so wurde jedem Mitglied der Betrag in Geld ausgezahlt. Von der Feier des zweiten Tages, die ebenfalls bis in die kleinsten Einzelheiten in den Acten mit scrupulöser Genauigkeit verzeichnet ist, wollen wir einige Hauptmomente mittheilen. Sie fand in einem Haine der Göttin Dia statt, der fünf Miglien weit von Rom an der campanischen Straße lag und mit verschiedenen Tempeln, Zelten und einer Rennbahn versehen war. Hier begannen sie die Feierlichkeit mit einem Reinigungsoffer von zwei Ferkeln, welches bestimmt war den Hain zu entsühnen. Denn jede Arbeit in dem Haine, z. B. das Beschneiden oder Fällen der Bäume, das Hineintragen eines Messers entweihte den Hain und machte ein Sühnopfer nöthig. Hierauf folgte das Opfer einer weißen Kuh an einer andern Stelle, und andere Gebräuche, über deren vorschriftsmäßige Vollziehung sogleich Protokolle aufgenom-

\*) Der Inhalt der Protokolle ist mitgetheilt a. a. D. S. 411—417, woraus das Obige entnommen ist.

men wurden. Nachdem sie die beiden Ferkel zum Frühstück verzehrt, legten sie ihren Ornat, eine mit Purpur gesäumte Toga, weiße Kopfbinde und Aehrenkranz wieder an, und nun folgten neue Opfer. Nach diesen stellten sie sich vor dem Tempel auf, in den Händen ein Gefäß mit Wein und ein Gefäß mit Weihrauch haltend, und ließen durch zwei Mitglieder, die von den ihnen beigeordneten Staatsflaven begleitet wurden, die Feldfrüchte, welche das umstehende Publicum herbeigebracht hatte, abnehmen, so daß der einsammelnde Priester sie mit der rechten Hand an einen der in der Reihe aufgestellten gab, dieser sie mit der linken Hand nahm und weiter reichte, bis endlich die Sklaven sie wieder an sich nahmen. Nach Vollziehung mehrerer anderer Riten zogen sie sich in den Tempel zurück, wo sie bei geschlossenen Thüren einen Tanz tanzten und dazu den Text des Arvalenliedes sangen, den sie von den Sklaven schriftlich erhielten. Diese Litanei, das älteste bekannte Denkmal der römischen Sprache, ist uns auf einer Steintafel aufbewahrt, die ein Arvalenprotokoll aus der Zeit Clogabals enthält; sie ist jetzt in der Wand eines Corridors eingemauert, der in St. Peter aus der Kirche nach der Sacristei führt. Nicht viel weniger als ein Jahrtausend mochte damals vergangen sein, seit dies Gebet zum erstenmal am Fest der Göttin Dia von den Arvalbrüdern gesungen worden war. Die ungeheuersten Schicksale hatten in so viel Jahrhunderten die Gestalt der Erde immer von neuem umgewandelt. Die Liberstadt war aus einer unbedeutenden latinischen Ansiedlung zum Mittelpunkt der Welt geworden, nun war ihr Morgen und Mittag vergangen, ihr Abend dämmerte herauf. Auf dem Thron, den der Sieger bei Actium errichtet hatte, saß ein Sonnenpriester aus dem so oft gedemüthigten und so tief verachteten Syrien. Und noch immer tönte das alte Lied, dessen Worten vielleicht schon die Könige Roms mit Andacht gelauscht hatten, und das nun für die Sänger sicher ebenso viel Räthsel enthielt als heute für die Gelehrten:

Uns Laſen (d. i. Laren) helfet!

Nicht die böſe Seuche Mars, Mars, laß einſtürmen auf mehre!

Satt ſei, grauser Mars!\*

Wenn sich die Formen eines Cultus, der dem Volksbewußtsein längst entrückt war, mit einer so zähen Lebenskraft behaupteten, so regenerirte sich auch die Volkreligion trotz aller zerstörenden Einflüsse immer wieder von neuem, freilich nicht ohne immer von neuem ihre Gestalt zu wechseln. Neben Indifferenz und Unglauben, neben Atheismus und Pantheismus erwies sich der aus Mischung römischer und griechischer Religion entstandene Polytheismus als unzerstörbar, weil er mit tausend Wurzeln in dem geistigen Leben von Millionen festgewachsen war, und verbreitete sich in alle Theile der Welt,

\*) Vgl. Mommsen röm. Gesch. 1, 147.

welche griechisch-römische Cultur erhielten. In allen Theilen des römischen Reichs stiegen Opfer und Gebete zum höchsten gütigsten Jupiter auf, dem Himmels-gott, dem Herrn der Wetter, dem Bligschleudrer, dem Regensender, dem Schützer, Erhalter, Sieger, Rächer, Friedenbringer, dem höchsten allmächtigen Lenker göttlicher und menschlicher Dinge, dem Entscheider der Geschicke. Ueberall richtete der Kaufmann seine Gelübde an Mercur, den Geber und Erhalter des Gewinnes, der Feldbauer an Ceres, die höchste gütige Nährerin, der Kranke, der an einer Heilquelle Genesung suchte, an Apoll und die Nymphen, überall dankte der Hergestellte dem Aesculap und der Hygiea. Der Reiter empfahl sein gutes Pferd dem Schutz der Pferddegöttin Epona, die Bewohner eines Orts, der von bösen Ausdünstungen heimgesucht war, bauten der Göttin Mephitis einen Altar. Jede Provinz, jede Stadt, jede Körperschaft glaubte sich unter der Obhut eines Genius, aber auch jeder Ort und jedes Gebäude hatte nach dem Volksglauben seinen Schutzgeist, Häuser, Straßen, Märkte, Bäder, Speicher, Theater, Archive u. s. w., und der Gläubige, der dort aus und einging, verfehlte nicht, dem Genius seine Ehrfurcht zu beweisen.

Die Veränderungen, Trübungen und Erweiterungen, die der römisch-griechische Götterglaube erfuhr, erfolgten durch seine Berührung und Vermischung mit fremden Quellen. Jeder Polytheismus ist seiner Natur nach zur Toleranz und Anerkennung fremder Religionsformen geneigt: entweder findet er in den fremden Göttern seine eignen wieder, oder er trägt mindestens kein Bedenken, sie auch als fremde zu verehren. Die Religionen der alten Culturländer in Asien und Afrika haben zum Theil bereits seit früher Zeit auf die römische Götterverehrung influiert. Dieser Einfluß steigerte sich seit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung ungeheuer, so daß die orientalischen Elemente in der Göttermischung der spätern Jahrhunderte immer mehr die vorwiegenden wurden. Dagegen hat sich der Einfluß der Cultur in den nordischen und westlichen Ländern, die eine Cultur entweder erst von den Römern erhielten oder doch die ihrige gegen die römische eintauschten, nicht über die Grenzen dieser Länder hinausgestreckt. Die dort angesiedelten Römer verehrten die Landesgötter allerdings, aber wenn auch hin und wieder ein aus diesen Provinzen heimkehrender Colonist, Soldat oder Handelsmann den Cultus der Gottheiten fortsetzen mochte, denen er in der Fremde guten Erfolg oder Errettung vor Gefahr zu verdanken geglaubt hatte, so blieben solche Fälle vereinzelt und die Götter Galliens, Germaniens, Spaniens und Britanniens auf ihre Länder beschränkt. Zahlreiche Monumente in all diesen Ländern zeigen, daß die römischen Provinzialen sich an dem einheimischen Gottesdienst eifrigst beteiligten. Sie beteten aller Orten zu den Localgöttern, erbauten ihnen Tempel und Altäre und brachten ihnen Opfer. Es sind hauptsächlich die römischen Inschriften, aus denen wir die Namen dieser Götter

kennen, die zum Theil mit den Ortsnamen identisch sind, wie der Gott Ne-  
 mausus zu Nîmes, Besontius in Besançon und die Göttin Celeia in Cilli  
 u. s. w.; andere wie der Bemilucius in Paris, der Intarabus in Trier, die  
 Göttin Nehalennia in Frankreich und in den Niederlanden u. s. w. lassen  
 keine locale Beziehung erkennen. Der letztern dankt z. B. ein römischer Kauf-  
 mann, der von England nach Holland mit Kreide Handel trieb, in einer In-  
 schrift für die Erhörung eines Gebetes. Mehre von diesen Göttern haben die  
 Römer mit ihren eignen identificirt, namentlich mit Mars. Wir finden einen  
 Mars Lacavus zu Nîmes, einen Mars Vincius zu Vence in Südfrankreich,  
 einen Mars Tuliorix zu Wiesbaden, Mars Albiorix zu Avignon, Mars  
 Belutucadr und Mars Kocid (beide in Cumberland) Mars Laherennus zu  
 Toulouse u. s. w. und ebenso sind mehre römische Gottheiten mit den Local-  
 göttern der Provinzen identificirt worden. Auch der Name der „Mütter“ oder  
 „Matronen“ für die Geister des Feldes, von deren Verehrung durch die Rö-  
 mer in Deutschland, England und Frankreich zahlreiche Spuren zeugen, ist  
 durch den Versuch entstanden, die dortigen religiösen Vorstellungen den römi-  
 schen zu assimiliren.

Während also die Götterdienste des Nordens und Westens auf den rö-  
 mischen Polytheismus so gut wie keinen wesentlichen Einfluß übten, wirkten  
 die des Südens und Ostens um so vielfacher und nachhaltiger auf ihn ein.  
 Es ist bekannt, daß auch die griechische Religion durch die Berührung mit  
 Culten Vorderasiens und Aegyptens, und durch die Hinübernahme zahlreicher  
 Elemente aus denselben ihr Wesen völlig änderte und in eine neue Phase  
 trat. Doch vermochte sie mit der Kraft, die allen Manifestationen des grie-  
 chischen Geistes eigenthümlich ist, das Fremde so weit umzugestalten, daß aus  
 der Verbindung der ursprünglich heterogenen Theile ein neues organisches  
 Ganze hervorging. Diese gestaltende Kraft ging dem römischen Glauben ab.  
 Theils vermochte er nicht, seine eignen Principien und Vorstellungen gegen-  
 über den fremden zu behaupten (wie denn die griechischen Götter die römi-  
 schen in den Hintergrund drängten); theils erfolgte die Aufnahme der fremden  
 Elemente ganz äußerlich, so daß der Polytheismus der spätern römischen Zeit  
 kein in sich zusammenhängender Organismus, sondern ein chaotisches Aggre-  
 gat aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen geworden ist.

Schon am Ende des zweiten punischen Krieges war der orgiastische Cul-  
 tus der großen Göttin, die in Phrygien und den angrenzenden Ländern von  
 entmannten Priestern verehrt wurde, auf den Rath der sibyllinischen Bücher  
 feierlich in Rom eingeführt worden: aber ihr Dienst blieb den Fremden über-  
 lassen, den Bürgern war er durch Senatsbeschluß ausdrücklich verboten. Ein  
 Phrygier und eine Phrygerin versahen diesen Dienst. Die Priester zogen mit  
 dem Bilde der Göttin in Procession in einem besonders bunten Ornat um-

her, sangen griechische Hymnen unter einer wilden Musik von Flöten, Hörnern und Pauken und sammelten Geld ein. Berrufen und verachtet, fanden diese Eunuchen nur bei Abergläubischen Zutritt, die sie hier und da durch drohende Prophezeihungen zu einem Geschenk bewogen. Doch in der Zeit der zunehmenden Superstition stieg das Ansehn auch dieses Kultus, er breitete sich im Westen aus, und die Monumente bezeugen die Betheiligung sehr vornehmer Personen, sowol Männer als Frauen. In der spätern Kaiserzeit finden wir das Fest der großen Göttin, das in dem Festkalender Ovids noch als ein sehr geringes erscheint, als ein sehr glänzendes, das fünf Tage dauerte. Es fiel in die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und seine Ceremonien bezogen sich auf den Mythos des Atys (seiner Entmannung, seines Todes und seiner Auferstehung), in dem man eine Personificirung der Sonne, wie in der großen Mutter die der Erde fand. Am 22. März wurde die heilige Pinte, unter der sich Atys entmannt haben sollte, mit Wolle umwickelt und mit Weizenkränzen behängt, von einer Bruderschaft in Proceßion in den Tempel der Göttin getragen. Der 24. März war der sogenannte Tag des Blutes, an dem die Eunuchenpriester ihre Arme ritzten und mit wildem Geheul und rasenden Geberden unter dem Schall der Instrumente den Atys beklagten; die Andächtigen fasteten an diesem Tage. Am folgenden Tage verwandelte sich die ausgelassene Trauer in eine ebenso ausgelassene Freude, das Fest hieß die Hilarien. Am 27. wurde der schwarze Stein, der das Symbol der Göttin war, mit einem silbernen weiblichen Kopf bedeckt, auf einem Wagen an das Flüschen Almo gefahren und dort gebadet, worauf die Feier mit abermaligen Freudenfesten und einer Art von Carneval schloß.

Nicht minder orgiastisch war der Dienst einer andern asiatischen Göttin, die aus Canana in Kappadozien in den mithridatischen Kriegen nach Rom verpflanzt und von den Römern Bellona genannt wurde. Ihre kappadozischen Priester hielten ebenfalls wilde Aufzüge in schwarzen Kleidern, wobei sie unter lärmender Musik sich mit asiatischen Doppelbeilen Arme und Schenkel verwundeten, da ihre Verückung sie angeblich gegen jeden Schmerz unempfindlich machte und sich überhaupt einer völligen Raserei überließen. Doch scheint dieser Cult auch in der spätern Zeit kein Ansehn gewonnen zu haben, seine Priester und Priesterinnen bestanden aus Gefindel; ausgediente Gladiatoren ließen sich z. B. unter sie aufnehmen. Dasselbe gilt wol von der Verehrung der syrischen Göttin, die niemals wie die der Bellona und der großen Mutter eine Aufnahme unter die vom Staat geduldeten Culte gefunden hat. Nicht blos der Spötter Lucian, sondern auch der fromme Apulejus schildert die auf dem Lande herumziehenden Priesterbanden der syrischen Göttin als den Auswurf der Menschheit, die unter dem Deckmantel ihres Kultus die größten Schandthaten begingen. Die Gebräuche desselben glichen den vorher geschil-

berten: weibischer bunter Aufputz, wilde Musik, rasende Tänze, Geißelungen und Verstümmelungen, und zum Schluß Einsammeln von Geld oder Schwaaren; gelegentlich verübten sie Diebstähle und andere Verbrechen. Nichtsdestoweniger hatte auch diese Göttin im römischen Reich zahlreiche Verehrer, die Spuren ihres Dienstes sind bis Britannien hin verstreut, und Nero, der alle übrigen Götter aufs äußerste verachtete, hing lange Zeit an dieser einen, bis sie bei ihm durch einen andern Aberglauben verdrängt wurde. In diesen Kreis der vorderasiatischen Culten gehört auch der der „Himmelsgöttin“ von Karthago, der aus Phönicien stammte. Von Afrika aus, wo er sich bis in die Zeit der Vandalen erhielt, verbreitete er sich in alle Provinzen, Elagabal brachte sie nach Rom, um sie mit dem Sonnengotte von Emesa zu vermählen.

Wie diese Culte, welche unter wechselnden Namen und Formen sich theils auf dieselbe orientalische Naturgottheit, die syrische Astarte oder Astarte des alten Testaments, theils auf verwandte Gestalten beziehen, fand auch nach und nach die Verehrung des semitischen Baal, des Sonnengottes, im Westen Eingang. Die Römer identificirten ihn mit ihrem Jupiter. Die syrischen Kaufleute, die in Puteoli, dem Haupthafen für den morgenländischen Handel ansässig waren, setzten dort ihren einheimischen Gottesdienst fort, von da kam der „Jupiter von Heliopolis“ nach Rom und weiter, wie er sich denn z. B. in Nismes findet. In Heliopolis (Baalbeck) baute Kaiser Antoninus Pius diesem Gott einen neuen kolossalen Tempel, der als ein Weltwunder gerühmt wird und noch in seinen Ruinen Staunen erregt. Eine andere Personification des vorderasiatischen Sonnengottes ist der Jupiter von Dolicha (im nördlichen Syrien), dessen Verehrung erst im zweiten Jahrhundert in den Westen eingedrungen zu sein scheint, gegen dessen Ende sie aber bereits eine ungeheure Ausdehnung gewann und über ganz Europa sich verbreitete. Der schon erwähnte Sonnengott von Emesa, Elagabal (von dessen Verehrung sein kaiserlicher Priester den Beinamen erhielt, bei dem er gewöhnlich genannt wird) wurde unter dem Symbol eines schwarzen Steines angebetet; er erhielt ungefähr 220 n. Chr. einen Tempel zu Rom, in den der Kaiser auch das Palladium, das Feuer der Vesta und andere Heiligthümer bringen ließ. Einen neuen Tempel baute dem Sonnengotte Aurelian, der ihm auch ein eignes Priesterthum stiftete.

Aber ungleich weiter verbreitet und tiefer gewurzelt war in den Zeiten des sinkenden Reichs die Verehrung des persischen Sonnengottes Mithras, dessen Cult die Römer in einer sehr getrühten Ueberlieferung durch die ciliacischen Seeräuber erhielten, welche die Küsten des Mittelmeeres heunruhigten und plünderten, bis Pompejus ihrem Treiben ein Ende machte. Die Arbeit der äußerst zahlreichen auf diesen Cultus bezüglichen Monumente, die sich in allen Provinzen des römischen Reichs finden, gehört fast durchweg der Periode der

sinkenden Kunst und zeigt, daß seine eigentliche Ausbreitung erst in den Zeiten der Antonine begann. Gegen hundert mithrische Inschriften und Kunstdarstellungen sind gegenwärtig bekannt, woraus man auf die Masse der ehemals vorhandenen schließen kann, von denen ein großer Theil ohne Zweifel noch unter der Erde liegt. Die Schaupläze dieses räthselhaften Gottesdienstes waren natürliche oder künstliche Höhlen, an deren Hinterwand sich eine Reliefdarstellung befand. Die zahlreichen Exemplare der Mithrasreliefs stimmen in allem Wesentlichen überein. Immer erscheint Mithras als ein Jüngling in phrygischer Tracht, der auf einem Stier kniet und dessen Kopf emporrichtend einen Dolch in die Kehle stößt, ein Hund, eine Schlange und ein Scorpion nähren sich von dem Blute des Opfers, aus dessen Schweif Aehren sprießen. Ein auf- und niederfahrender Wagen bedeuten Sonne und Mond, zwei Jünglinge in phrygischer Tracht, der eine mit erhobener, der andere mit gesenkter Fackel, Morgen- und Abendstern. Diese räthselhaften Darstellungen erhalten auch durch die Inschriften keine genügende Erklärung, in welchen Mithras außer den Beinamen „Sonnengott“ auch den des „Unbesiegtens“ zu führen pflegt. Die große Mithrashöhle zu Rom wurde im Jahr 377 von dem Stadtpräfecten Gracchus geräumt und ihre Bildwerke zerstört, in Alexandrien wurde über dem dortigen Mithreum eine christliche Kirche gebaut, doch erhielt sich der Cultus, wie die Denkmäler bezeugen, noch mindestens bis zum Ende des Jahrhunderts.

Neben Mithras, Baal, Astarte und den übrigen Naturgöttern des Ostens fand auch der Jehovah der Juden im Westen zahlreiche Anbeter. Wie groß schon gegen das Ende der Republik die Menge der Juden in Rom war, ist aus Ciceros Rede für Placcius bekannt, nach welcher Muth dazu gehörte, dieser eng zusammenhaltenden Masse Trost zu bieten: während des ersten Jahrhunderts lassen verschiedene Nachrichten (namentlich von Maßregeln, die gegen sie ergriffen wurden) eher auf eine Zu- als Abnahme der jüdischen Bevölkerung schließen. In Horazens Zeit waren diejenigen Römer schon nicht selten, welche am Sabbath kein Geschäft verrichteten; ein Fall unter Tibers Regierung zeigt, daß die Bekehrungen zum Judenthum damals schon in den höhern Ständen stattfanden, namentlich (wie schon früher erwähnt) unter den Frauen, wie z. B. Neros Gemahlin Poppäa zu den Anhängern dieser Religion gehörte. Unter Nero konnte Seneca, wenn auch ohne Zweifel mit Uebertreibung, sagen, daß der Cultus „dieses höchst verderblichen Volkes“ bereits in allen Ländern eingeführt sei. Wiederholte spätere kaiserliche Erlasse, die den Uebertritt zum Judenthum oder die Beschneidung verboten, zeigen die Fortdauer der Bekehrungen. Vermuthlich waren diese in den meisten Fällen sehr äußerlich, und die Convertiten begnügten sich mit Beobachtung gewisser Ceremonien, namentlich mit strengem Halten des Sabbathes, an dem sie fasteten und beteten und

ihre Wohnungen mit Kränzen und brennenden Lampen schmückten; andere besuchten auch Synagogen und schickten die Tempelsteuer nach Jerusalem. Daß es in der Zeit der vollendeten Göttermischung Heiden gab, welche mit Götzendiensten aller Art auch eine Christusverehrung verbanden, würde schon das Beispiel des Kaisers Alexander Severus beweisen, der die Stifter aller Religionen in seiner Hauskapelle aufstellte, wo neben Orpheus und Apollonius von Tyana auch Abraham und Christus Platz fanden.

Als die ehrwürdigsten, geheimnißvollsten und wunderbarsten Gestalten ragten unter diesem bunten Gemisch die uralten Götter Aegyptens hervor. Vergebens wurde die Einführung ihres Dienstes in Rom durch wiederholte Senatsbeschlüsse verboten. Als einer derselben die Zerstörung der Isisstempel in Rom befahl und keiner der dazu bestellten Arbeiter dem Befehl Folge zu leisten wagte, warf der Consul Aemilius Paullus (wahrscheinlich der Bestieger des Perseus) die purpurbesäumte Toga ab, ergriff das Beil und führte selbst den ersten Hieb auf die Tempelpforte. Trotz aller Verbote und Maßregeln breitete sich dieser Cult mehr und mehr aus, und im Jahr 43 v. Chr. erbauten die zweiten Triumvirn bereits den ersten öffentlichen Tempel der Isis in Rom, deren Verehrung sich namentlich unter den Frauen mit reißender Schnelligkeit ausbreitete. In den Liebeselegien der Augustischen Zeit wird oft ihrer Andachten gedacht, die zwar häufig ihren Verehrern Gelegenheit gaben, sie zu sehen und zu sprechen, oft aber auch wegen der dabei zu beobachtenden Enthaltbarkeit vermünscht wurden. Der Isisstempel in Pompeji ist ein Zeugniß von der Ausbreitung des Dienstes außerhalb Roms im ersten Jahrhundert. Laut der Inschrift hat ein N. Popidius Gelsinus ihn nach der Zerstörung durch das Erdbeben im Jahr 63 neu erbaut. Eine Statue der Isis in einem florartigen Gewande, Rauchpfannen, Becken zu Waschungen, Hieroglyphentafeln, Gemälde, welche die Andacht der Gläubigen vor einem Tempel darstellen, auf dessen Stufen Sphinge lagern, Instrumente, die bei der rauschenden Musik gebraucht wurden, die diesen Gottesdienst begleitete, Klapperbleche und Krotalien: diese und andere Ueberreste fordern die Phantasie auf, sich die Scenen zu vergegenwärtigen, deren Schauplatz diese Räume waren. Neben Isis wurde Osiris, der (ursprünglich nicht ägyptische) Todes- oder Sonnengott Serapis, der hundsköpfige Anubis (den die Römer mit Mercur identificirten) und das geheimnißvolle Kind der Isis und des Osiris Horus oder Harpokrates verehrt. Schon im ersten, am meisten aber im dritten Jahrhundert gingen mehre Kaiser mit dem Beispiel eifriger Betheiligung an diesem Dienst voran. Der eigenthümliche und fremdartige Pomp, mit dem er sich umgab, trug ohne Zweifel nicht am wenigsten zu seiner Ausbreitung bei. Appulejus schildert eine Procession an einem Isisfest in Korinth. Sie wird eröffnet durch einen Maskenzug, Soldaten, Jäger, Gladiatoren, ge-

schmückte Damen, Beamte mit ihren Insignien, Fischer und Vogelsteller: ein zahmer Bär in weiblichem Costüm wird auf einem Tragsessel getragen, ein Affe stellt mit phrygischer Mütze und goldnem Becher den Ganymed vor, ein Esel mit Flügeln paradirt als Pegasus, daneben geht ein alter Mann als travestirter Bellerophon. Dann folgen Dienerinnen der Isis, in weißen Kleidern, bekränzt, sie streuen Blumen und wohlriechende Essenzen und machen Geberden mit Spiegeln und Kämmen, als wenn sie der Göttin behilflich wären sich zu schmücken; dergleichen Ceremonien wurden z. B. auch in den Tempeln der Minerva und Juno auf dem Capitol zu Rom vor den Götterbildern vollzogen. Nach ihnen kommt ein Zug aus Personen beiderlei Geschlechts bestehend, die Fackeln, Lampen und Wachskerzen tragen, gefolgt von weißgekleideten Sängern und Spielern. Hinter diesen gehen die Eingeweihten einher, alle in reinen linnenen Kleidern (der unerlässlichen Tracht, da sie sich nicht durch Berührung thierischer Stoffe verunreinigen durften), die Männer mit glattrasirten Köpfen, die Frauen gesalbt und in Schleieren: alle schwingen Sistrum (Klapperbleche). Nun erst erschienen die Priester, die Lampen, Palmzweige, Altäre, allerlei Gefäße, ein Bild des hundsköpfigen Anubis, eine schwarze Kuh u. s. w. trugen, zuletzt das Symbol der Göttin selbst, eine eigenthümlich geformte, mit hieroglyphischen Bildern bedeckte Urne.

Außer den hier geschilderten Culten könnten noch manche andere genannt werden (z. B. die Verehrung der vergötterten Kaiser), aber es genügt, die verbreitetsten und für die religiösen Zustände des spätern Alterthums vorzugsweise charakteristischen hervorzuheben, um die Revolution anschaulich zu machen, die der römisch-griechische Götterglaube während der ersten nachchristlichen Jahrhunderte erlitt. Im ersten treten die Erscheinungen der Göttermischung nur vereinzelt auf, einige Dienste von Fremdgöttern erscheinen noch gar nicht, andere wenig verbreitet, im zweiten drängen sie sich bereits massenhaft in den Vordergrund, im dritten erreicht dieser Proceß seinen Höhepunkt. Die rohe Häufung heterogener Culte hat Lucian mehr als einmal witzig verspottet. In einer Götterversammlung soll Hermes auf Zeus Befehl die Götter nach der Kostbarkeit und dem Kunstwerth ihrer Bildsäulen ordnen, dann wird den goldenen vor den marmornen der Vorzug eingeräumt und so kommt es, daß Bendis, Anubis, Athis, Mithras und ein asiatischer Mondgott die obersten Plätze erhalten, bei einer Göttermahlzeit dagegen werden Athis und Sabagios „die zweifelhaften und aus der Fremde angezogenen Götter“ untenan neben Pan und die Korybanten gesetzt. Ein andermal gehn die Götter zu Rath über die Menge neuer Eindringlinge von zweifelhafter Berechtigung, Momos meldet sich zum Reden und kritisiert unter andern die orientalischen Gottheiten. Mithras im medischen Kasten und Tiara gehöre nicht in den Olymp: er könne nicht einmal griechisch und verstehe nicht, wenn man ihm

zutrinke. Noch weniger seien die Aegypter zu dulden; der hundsköpfige belende, in seinen Sardon gekleidete Anubis, der Drakel ertheilende Stier Apis, und vollends die Ibis, Affen und Böcke. Momos stellt daher den Antrag, in Erwägung, daß sich viele unberechtigte, laudermelchende Leute aus allerlei Ländern unter die Götter eingedrängt haben, Ambrosia und Nektar auszugehn anfängt, und das Maß bei der starken Nachfrage bereits auf eine Mine gestiegen ist, ferner die fremden Eindringlinge sich unverschämt vordrängen und die alten Götter ihrer Plätze berauben: eine Commission von sieben vollberechtigten Göttern einzusetzen, welche die Legitimation jedes einzelnen prüfen soll. Zeus bringt diesen Antrag nicht zur Abstimmung, da er voraussieht, daß die Majorität dagegen sein werde, sanctionirt ihn aber ohne Weiteres und weist die sämmtlichen Götter an, zu der bevorstehenden Prüfung sich die nöthigen Nachweise zu verschaffen, als Namen der Eltern, Angaben woher und auf welche Weise sie Götter geworden seien u. s. w.

Doch diejenigen, die sich wie Lucian gegen allen Götterglauben negirend verhielten, haben ohne Zweifel in der Zeit der überhandnehmenden Superstition nur eine verschwindend kleine Minorität gebildet. Die große Masse wurde sich schwerlich der Widersprüche bewußt, die in der Durcheinanderwirrung der Religionen lagen, und begrüßte vielmehr jeden neuen Kultus als eine Ergänzung ihrer noch unvollständigen Erkenntniß der unendlichen Götterwelt. Aus dem Bedürfniß der Anbetung so vieler verschiedenartiger Mächte ging eine eigenthümliche compendiarische Form von Idolen hervor, die sogenannten Pantheen, wo ein Götterbild mit den Attributen vieler andern ausgestattet wurde und diese zugleich mit repräsentirte.

Wenn aber auch die große Mehrzahl der Glaubensbedürftigen ohne zu reflectiren die widersinnige Häufung und Vermischung der Götterdienste hinnahm und mit der Beobachtung unverständener Ceremonien der verschiedensten Culte die Pflichten der Frömmigkeit zu erfüllen glaubte, so strebten die Gebildeten und Denkenden um so eifriger nach einer Lösung der Widersprüche, nach einer Bergeistigung der seltsamen und vielfach widerwärtigen oder lächerlichen Formen, nach einer höhern Auffassung, die in Harmonie verwandeln sollte, was dem nüchternen Sinn als ein wüßtes Gewirr erschien. Diese Tendenz äußerte sich auf mehr als eine Weise. Theils erklärte man die verschiedenen Götter als Ausdrücke eines und desselben göttlichen Wesens, wie z. B. Isis, die „millionennamige“, in jenem Roman des Appulejus ihrem Verehrer sich selbst als identisch mit den Hauptgottheiten aller Völker darstellt, und die Monumente (besonders Amulette) sind zahlreich, auf denen Zeus, Hades, Serapis und der Sonnengott für einen und denselben erklärt werden. Theils faßte man die Götter des Volksglaubens als Wesen auf, die zwischen der Schöpfung und der höchsten Gottheit in der Mitte stehen sollten, und mit dieser Auffassung

die im Neuplatonismus ihre umfassendste Ausführung fand, ging eine allegorische Erklärung des Volksglaubens Hand in Hand. Mit dieser Richtung auf eine höhere Auffassung und Vergeistigung der Götter verband sich sehr natürlich das Streben, den Formen der verschiedenen Culte durch Symbolisirung eine tiefere Bedeutung beizulegen, die äußerlichen Bußen und Sühnungen zu Mitteln einer innern Reinigung und Heiligung zu erheben. Diesem Bedürfniß einer innigern Gottesgemeinschaft verdankten die Mysterien eine Wiedergeburt. Zu den altberühmten Tempeln, in denen geheimnißvolle Weißen stattfanden, strömten wieder die Andächtigen, die durch Theilnahme an den hier verheißenen Offenbarungen einer höhern Seligkeit im Jenseits theilhaft zu werden hofften, namentlich haben die eleusinischen Mysterien ihr Ansehen bis in die letzte Zeit des Alterthums behauptet. Die Vorstellungen von dieser Seligkeit werden freilich bei den meisten materiell genug geblieben sein. Ein kürzlich wieder entdecktes Grabgewölbe in der Nähe von Rom enthält Gemälde, die das andere Leben derer darstellen, die in die Mysterien des Sabagios eingeweiht waren. Eine Figur mit der Beischrift: der gute Engel (ein Beispiel, wie jüdische und christliche Vorstellungen sich in die universelle Theokratie der spätesten Zeiten verwebt haben) führt eine Verstorbene zu einem Gastmahl von sechs Seligen von verschiedenem Alter und Geschlecht, denen Knaben Speisen vorsetzen, über diesen Figuren liest man: die durch das Gericht der Guten gerichteteten. Ein anderes Bild zeigt ein ähnliches Mahl, an dem „sieben fromme Priester“ (des Sabagios und Mithras) Theil nehmen. Wie die morgenländischen Gottesdienste überhaupt, so traten auch ihre Mysterien in den religiösen Zuständen der letzten Jahrhunderte am meisten in den Vordergrund. Hier wurde von den Einzuweihenden Enthaltensameit und Bußen, sogar Ascese gefordert, und grade diese Strenge gab ihnen ohne Zweifel die meiste Anziehungskraft für die Gemüther der Gläubigen, weil diese glauben durften, durch die gebrachten Opfer der Gemeinschaft der Gottheit und der Seligkeit, nach der sie strebten, würdiger geworden zu sein. Die Natur der Mysterien bringt es mit sich, daß wir wenig von ihnen wissen, am meisten von den beiden angesehensten, denen der Isis und der Taurobolien. Von den erstern theilt Appulejus in dem mehrerwähnten Roman etwas mit, dessen Held, durch Isis' Gnade aus der Felsgestalt entzaubert, sich zu ihrem Diener weihte. Die Priester verheißten den Theilnehmern sogar schon im irdischen Leben ungetrübtes Glück; wen die Göttin in ihren Schutz genommen habe, der sei den Wechselfällen des Schicksals entzogen und wie in sicherem Hafen geborgen. Die Aufnahme unter die Eingeweihten wird als sehr schwierig dargestellt. Wer sie wünscht, darf sie nicht eher hoffen, als bis die Göttin ihm im Traum ihre Zustimmung zu erkennen gegeben hat, und eben so wenig darf sie ein Priester vollziehen, ohne auf dieselbe Weise den Befehl dazu erhalten zu haben, wer es

ohne diesen wagte, würde eine Todsünde begehen. Hatte die Göttin ihren Willen kundgegeben, so begannen die Ceremonien mit der Eröffnung geheimnißvoller, mit Hieroglyphen bedeckter Bücher; aus diesen theilte der Priester dem Einzuweihenden mit, welche Vorbereitungen er zu machen habe. Dann folgte ein Bad, abermalige geheime Eröffnungen, eine zehntägige Enthaltſamkeit von Wein, gewissen Speiſen und Wolluſt. Beim Anbruch des zur Weihe beſtimmten Tages wurde der Proſelyt von ſeinen Freunden beſchenkt, und nun in einer Hülle von grober Leinwand ins Innere des Tempels geführt. Waß hier vorging, darf der Verfaſſer natürlich den Leſern nicht verrathen. Nur ſo viel deutet er an, daß man ſymboliſch ſterben mußte, dann aber durch die Gnade der Göttin, in deren Hand die Schlüſſel des Todes und des Lebens liegen, außß neue geboren wurde, um die Bahn des Heiß zu betreten. „Ich betrat die Grenze des Todes, und nachdem ich Proſerpinens Schwelle beſchritten, kehrte ich durch alle Elemente hindurchgetragen, zurück. Um Mitternacht ſah ich die Sonne mit hellem Licht ſtrahlen, ich ſchaute die Götter der Unterwelt und des Himmels von Angeſicht zu Angeſicht und betete ſie an.“ Am Morgen wurde der Neugeweihte vor das Bild der Göttin in der ſogenannten olympiſchen Tracht geſtellt, in welche allerlei Thiere, als indiſche Drachen und Greiſen eingeffickt waren; in der Rechten hielt er eine brennende Fackel, überdies trug er einen Kranz von Palmblättern, die ſein Haupt gleich Strahlen umgaben. Später begibt ſich der neue Iſſdiener nach Rom, wo er auch in die Myſterien des Osiris aufgenommen wird. Abermalige Träume, abermalige Bezahlungen von Gebühren (die nicht unbedeutend geweſen zu ſein ſcheinen) finden dabei Statt. Wie viel man bei jenen Andeutungen über die Iſſmyſterien einer überreizten Phantaſie, wie viel den Phantaſmagorien (die ohne Zweifel dabei ſtattfanden) zuſchreiben ſoll, wie viel dabei ſymboliſcher Ausdruck iſt, das wird natürlich ein ewiges Räthſel bleiben.

Noch viel ſtrenger als die Büßungen der Iſſdiener waren diejenigen, die der Aufnahme in die Mithraßmyſterien vorausgingen, Faſten, Geißelungen und andere ſelbſtaufgelegte Martern verſchiedener Art, die zum Theil auf den Reliefs der Mithreen dargeſtellt ſind. Die Eingeweihten rückten nach und nach zu verſchiedenen Stufen vor, es gab einen Grad der Löwen, der Raben, der Väter; die Vorſteher der einzelnen ſcheinen Väter der Löwen u. ſ. w. geheißen zu haben.

Auch die Taurobolien und Kriobolien (Stier- und Widderopfer) ſtellten ſymboliſch eine Wiedergeburt durch eine Reinigung dar. Das Opfer des Stiers galt zunächſt der großen Mutter, das des Widders dem Alys, aber die Ceremonie wurde auch mit andern Culten, namentlich dem des Mithraß in Verbindung geſetzt. Der Einzuweihte ſtieg in einer beſtimmten Tracht mit einem goldnen Kranze in eine Grube, die mit einem durchlöchernten Breterboden

bedeckt war, auf diesem Boden wurden die Opfer geschlachtet, deren Blut nun durch die Löcher hinabrinneud den unten Stehenden benetzte. Zahlreiche Monumente, die von Eingeweihten zur Erinnerung an diese ihre „Wiedergeburt für ewig“ gesetzt worden sind, lassen die Ausbreitung dieser Mysterien vom Anfang des zweiten Jahrhunderts bis ans Ende des vierten verfolgen.

Wir schließen diese skizzenhafte Uebersicht der wesentlichsten Erscheinungen, welche die Mischung der Religionen in den letzten Jahrhunderten des Heidenthums charakterisiren, mit der Betrachtung, die J. Burkhardt (a. a. O. S. 279) an den Schluß seiner ausführlichen Darstellung gesetzt hat. „Ziehen wir die letzten Resultate aus dem Bisherigen, so findet sich, daß nicht nur die Zerfegung des Heidenthums als solche dem Christenthum im Allgemeinen günstig war, sondern daß die einzelnen Spuren derselben mannigfach eine Vorahnung des Christenthums, eine Annäherung an dasselbe enthielten. Vor allem war die Göttermischung an sich ganz geeignet, einer neuen Religion den Boden zu ebnen. Sie entnationalisirte das Göttliche und machte es universell; sie brach den Stolz des Griechen und Römers auf seinen alten einheimischen Cultus; das Vorurtheil zu Gunsten alles Orientalischen mußte nach langem Herumirren im bunten Gebiet des Wahns am Ende auch zu Gunsten des Christenthums durchschlagen. Sodann war der wesentliche Inhalt der spätheidnischen Anschauungen dem Christenthum gradezu analog; der Zweck des Daseins wird nicht mehr auf das Erdenleben, seine Genüsse und Schicksale allein beschränkt, sondern auf ein Jenseits, ja auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen die Einen sich der Unsterblichkeit zu versichern; die andern wollen sich durch tiefe Versenkung in die höchsten Dinge oder auch durch magischen Zwang der Gottheit aufdringen; alle aber huldigen dem wesentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die sich sogar bis zur Kasteiung steigert und wo sie nicht im Leben durchgeführt wird, doch wenigstens als theoretisches Ideal gilt. Die Spiegelung hiervon findet sich wieder in dem philosophischen Wegschaffen und Umdeuten der griechischen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert sich das sinkende Heidenthum wenigstens stellenweise durch merkwürdige Aufschwünge, mochten dieselben sich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden sogar bis zu einem Bewußtsein der Sünde durchdrangen, mag sehr zweifelhaft erscheinen; die Voraussetzungen dazu aber sind deutlich vorhanden in der neuplatonischen Lehre, welche das Eintreten der Seele ins irdische Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art Erlösung bezeichnet.“

„Das Christenthum mußte auf die Länge siegen, weil es alle diese Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen einleuchtenden Zusammenhang beantwortete.“